









Reise als Staatsmänner.

Von Prof. Dr. Julius Seyd.

Die Reise wird gegen die Kandidatur des Generalleutnants v. Hindenburg von gemäßigter Seite vorgebracht. Die Befürworter, unsere früheren Feinde, besonders die Franzosen, könnten darin eine Herausforderung sehen, die angebliche Unerschrockenheit Hindenburgs in der Politik und sein zu hohes Alter. Der erste Einwand verdient als Ausdruck feiner und deutscher Gesinnung keine Widerlegung. Der zweite ist zunächst deshalb unberechtigt, weil die Aufgabe eines Oberbefehlshabers mindestens dieselbe weite Begabung erfordert wie die eines Staatslenkers. Hat doch sogar der berühmte schweidische Kanzler Ogensterna zu seinem Sohne gesagt: „Du wirst nicht, mit wie wenig Klugheit die Welt regiert wird“, daß aber Hindenburg andere zu diesem Amt nötige Eigenschaften, wie Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Menschenkenntnis, besonders aber Sachhaltigkeit und Willensfestigkeit, in geringerem Maße besäße als sein vielgepriesener Vorgänger und seine Mitbewerber, dürfte schwer zu bezweifeln sein.

Dagegen scheint der Hinweis auf sein hohes Alter auf den ersten Blick nicht unbedeutend zu sein. Gleichwohl fehlt es in der Geschichte nicht an Beispielen dafür, daß hochbejahrte Männer sich auf politischem Gebiete erfolgreich betätigt haben.

Aus dem römischen Altertum ließen sich Marcus Porcius Cato anführen, der 85 Jahre alt wurde. Cicero hat ihm ein schönes Denkmal in seiner Schrift „Ueber das Greisenalter“ gesetzt, die auffalligste aber unsere jungen Leute auf dem Gymnasium lernen, ältere aber kaum in die Hand nehmen. Freilich belästigte Cato, nachdem er sich im Kriege gegen Hannibal und später besonders als Zensor durch seine Zurechtweisung ausgezeichnet hatte, die ihm den Beinamen Jovenculus eintrug, während der letzten Jahrzehnte nur das Amt eines Senators, besaß aber als solcher bedeutenden Einfluß, wie er ja durch seine bekannte Mahnung auch zum dritten Römischen Kriege drängte. Im übrigen wirkte er durch Rede und Beispiel gegen die in sich greifende Sittenlosigkeit, indem er noch in seinem letzten Lebensjahre, wie Plinius sagt, „dem neuen Zeitgeist auf dem Markte Schlachtfleisch“ lieferte.“

Noch bemerkenswerter sind zwei Beispiele aus dem Mittelalter. Zunächst der venezianische Doge Enrico Dandolo, der von 1108 bis 1205 lebte. Im Alter von 64 Jahren war er als Gesandter in Konstantinopel so schwer mißhandelt worden, daß er beinahe erblindete. Trotzdem wählte man ihn 21 Jahre später zum Dogen. Unter seiner Herrschaft wurde das venezianische Gebiet nicht nur weit über seine bisherigen Grenzen in Italien und Dalmatien, sondern infolge der Teilnahme am sogenannten 4. Kreuzzuge, der 1204 erfolgte, führte, über einen großen Teil des früheren byzantinischen Gebietes bis nach dem Schwarzen Meere und streita erweitert.

Kaum geringere Tapferkeit zeigte Gregor IX., der 1227, über achtzig Jahre alt, den päpstlichen Stuhl bestieg. Er tat Kaiser Friedrich II. in den Bann und bot alles auf, um dessen Kreuzzug zu verhindern. Zwar verbotene er sich später wieder mit ihm, erneuerte aber den Bann, als der Kaiser Ansprüche auf Sardinien und Korsika erhob, und erklärte ihn sogar für abgesetzt, weil er sich schwerer Ketzereien schuldig gemacht habe. Freilich unterlag der Papst schließlich in diesem Kampf und wurde sogar in Rom eingeschlossen. Bald darauf starb er dann an der Malaria.

In der neueren und neuesten Zeit sind besonders Frankreich Beispiele öfter von Männern, die in hohem Alter hundert, geleitet worden. Zunächst gilt dies von dem Premierminister Ludwigs XV., Fleury. Er war der Erzieher des Königs gewesen und dann durch dessen Vermittlung zum Kardinal befördert worden. Bei seiner Verurteilung zum

Minister war er 73 Jahre alt, zeigte aber seine staatsmännliche Befähigung in der Hauptsache erst sieben Jahre später in politischer Hinsicht. Das Bündnis mit Sardinien und Spanien hatte die Befestigung Österreichs zur Folge. So kam es, daß Frankreich wieder die erste europäische Macht wurde. Auch wurde im Wiener Frieden die Berechtigung Vorkriegens mit Frankreich vorbereitet. Im Innern sorgte Fleury für Ordnung der Finanzen, Befestigung der drückendsten Steuern und Anlegung von Landstraßen und Kanälen; auch förderte er den Ackerbau sowie Handel und Gewerbe. Er starb im neunzigsten Lebensjahre.

Am 19. Jahrhundert war es Thiers, dem im Alter von 74 Jahren nach dem Sturze des französischen Kaiserreiches die höchste Gewalt übertragen wurde, um die Friedensverhandlungen mit Deutschland, bei denen er Besseres für Frankreich rettete, einzuleiten. Es gelang ihm auch, den Kommune-Aufstand zu unterdrücken und die Zahlung der Kriegsschuldung vorzubereiten. Am 31. August 1871 wurde er auf drei Jahre zum Präsidenten der Republik ernannt, aber schon nach zwei Jahren von der kirchlich-monarchistischen Mehrheit gestürzt. Als aber im Jahre 1877 ein Staatsstreich der Klerväter mißglückt war, wählten ihn die Republikaner trotz seiner achtzig Jahre abermals zum Präsidenten wählen, was aber durch seinen Tod verhindert wurde.

Schließlich ist auch der mit zeitlichem Sodbismus ausgezeichnete Verfallener Friedensvertrag das Wert eines Lebens- und nichtigkeitsfähigen, nämlich des „Tigers“ Clemenceau, dessen Tapferkeit es sogar gelang, einen Wilson und Lloyd George sich gefügig zu machen.

Wäge es dem früheren Kriegsmann Hindenburg beschieden sein, die Wunden, die der ehemalige Arzt Clemenceau unserem Vaterlande geschlagen hat, nach Möglichkeit zu heilen!

„Ein Volk, das den lebendigen Glauben an die allwissende Gerechtigkeit in der Geschichte hat, kann auch durch schwerste Schicksalsfügung nur gebeugt, nicht zerstört werden. Deshalb ist es unsere Pflicht, auch in schwärzester Zeit hart im Soffen zu bleiben. Dazu folgt aus harren und handeln Sieg.“ (Hindenburg im November 1919.)

Die Bundesgenossen des Herrn Marx.

Im Gegensatz zu allen früheren Zeiten hat es die deutsche Zentrumspartei in ihrem Wahlaufzug für Marx jetzt unterlassen, auch nur mit einem einzigen Worte des christlichen Charakters ihres Kandidaten für die Reichspräsidentenwahl zu gedenken. Das Verbot der Nüchternheit auf die rote und goldene Internationale, auf deren Rücken Herr Marx in das Reichspräsidentenamt einzutreten will, der Zweck heißt die Mittel! Auch die demokratische und sozialdemokratische Presse füllen jorschig ihre antichristliche Einstellung in Schweigen — aus taktischen Rücksichten. Dagegen unternimmt bisweilen die Zentrumspresse frivole Verleumdungen — natürlich ohne die mindesten Beweismittel, den rechtslebenden Parteien die christliche Gesinnung und die christliche Charaktereigenschaften anzusehen und einzugehen, erbringt sich für den bedenkenden Staatsbürger. Dagegen erscheint es wohl am Blase, die Erinnerung an die durchaus religions- und christentumsfeindliche Stellung der Marx'schen Bundesgenossen zu wachen.

„Religion ist Privatangelegenheit“, erklärt das sozialdemokratische Centralorgan vom 1891. Praktisch kommt dieser Grundgedanke zur Geltung, daß z. B. 80 v. H. der sozialdemokratischen Parlamentarier sich als Dissidenten ausgeben. Marx bezogene, die Religion als das Opium des Volkes! Karl Liebknecht sen., erklärte in einer Rede: „In Christus und Trug“ 1891: „Das Christentum ist Aberglaube, Heiligtum, Glaube, Tod; es ist ein Gebotnis der Vergangenheit.“ Die Sozialisten sind die Förderung der Gegenwart, die Erfüllung der Zukunft.“ Nach Bebel's Buch „Die Frau“ ließen sich Christentum und Sozialismus gegenüber wie Feuer und Wasser. Am 31. März 1881 legte dieser Führer in Reimsstadt das offene Geländnis ab: „Wir er-

streben auf dem, was man heute das religiöse Gebiet nennt, den Atheismus“, also die Gottlosigkeit.“

Und in widerem Antisemitismus gegen alles christliche verfiel sich der einseitige sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Most zu der Infamie: „Seit nur die Bibel“ vorausgesetzt, daß ihr den Fels überwindet, der euch ergrößen muß, wenn ihr das in Frankreich alle, die es zu groß, den man auch da aufstößt, ein medienwütiger, feuerpeinender, radschraubender, wüster Draht ist.“

Anlässlich des Weihnachtsfestes 1905 schrieb der „Bormars“ voller Scham: „Als hat der Erster Sozialismus den starken Hammer des Klassenkampfes in die Hände gedrückt und zugerufen: Erlebe dich selbst!“

Der Braunschweiger „Volkswort“ benutzte das Weihnachtsfest 1905 zu folgendem Gruß: „Das Weihnachtsfest ist ganz durchdringt vom Geistes des Kleinbetriebes, vom Antisemitismus des Privateigentums... Das ist kein kirchlich-christentum, und doch ist es eine bessere und edlere Weihnachtsfeier als die längste christliche Predigt des salbungsvollen Pfaffen.“

Überaus zahlreich haben sich sozialdemokratische Boten an der Umklammerung der weisvollsten christlichen Kirchenlieder verknüpft, fast durchweg mit der Tendenz, sie auf den Klassenkampf einzustellen. Wer könnte sich angeheißt solcher Verhöhnungen der christlichen Kirche noch der Liebeszeugung verschließen, daß die Erklärung der Religion zur Privatangelegenheit eine heuchlerische Verleumdung, eine Unschuldigkeitspartei und nicht die Bildung einer der wichtigsten Punkte aufrecht hat, als er auf dem Frankfurter Parteitag 1894 erklärte:

„Mit der vielfach getriebenen Zweideutigkeit, die Religion als Privatangelegenheit zu bezeichnen und dabei die Prinzipien niedriger und abernster Pfaffenfreiheit und Kulturliberalität zu betreiben, muß entschieden aufgedrungen werden.“

Andere Sozialdemokraten (Weßneck, Agocs, Mollenhagen) setzten sich überdies durch, daß der heuchlerische Grundgedanke bestehen blieb, weil es aus praktischen Rücksichten auf die Kandidatur als zweckmäßiger erschien.

An der grüßten Feindschaftlichen Haltung der Sozialdemokratie hat sich auch in neuerer Zeit nichts geändert, ihre Agitatoren fördern mit allen Mitteln die Antisemitische Bewegung aus der Kirche. Trotzdem verbindet sich der frühere Reichstagsmarschall Marx mit dieser Antisemitischen Bewegung, wie sie namentlich von den überwiegend katolischen Bauernvereinen im Reich gefordert wird, ab. Wer wollte es der bauerlichen Bevölkerung verargen, wenn sie in der Sozialdemokratie ihre Feindschaft erblickt, nachdem sie von dieser in allen Tonarten bekämpft und ihr von dieser bekämpft worden ist, daß sie dem Selbstmord des Bauernstandes und des Christentums gleich, wenn die läbliche Wählerkraft dem Nüchternheitsstandpunkt des Herrn Marx Rechnung trägt und dafür sorgt, daß die hyperdemokratisch entartete Zentrumspartei völlig in dem Barometertum der Sozialdemokratie unterginge. Dr. D.

Politische Klassen.

Die preussische Zentrumspartei hat im preussischen Landtage folgende „große Anfrage“ eingebracht:

„Ist dem Staatsministerium bekannt, daß sich gegenwärtig in Preußen die Antisemitische und gelamten Schaulustigenvereine eine im Antisemitischen in keiner Weise begründete, wohl aber in Unübersicht dienende „Radikalarbeiterbewegung“ geltend macht? Was gedenkt das Staatsministerium gegen bezüglich jüdisch vererbende, insbesondere die Wohlhabender der Jugend auf das schwerste gefährdende Auswüchse zu tun?“

Bielefeld ist es gestattet, im Hinblick auf die große einige kleinere Anfragen an die Zentrumspartei zu richten? Ist dem Zentrum bekannt, daß diese Radikalarbeiter eine Gegenangriff der Revolution und der Sozialdemokratie ist?“

Ist dem Zentrum bekannt, daß ausgerechnet das Zentrum der Sozialdemokratie zu ihrer Machtstellung im Staate verholten hat? Und was gedenkt das Zentrum dagegen zu tun?“

Die Dame zögerte eine Sekunde. „Ich komme auf den Rat unseres langjährigen Arztes und Freundes, des Sanitätsrats Brachnogel“, sagte sie dann. „Herr Doktor Brachnogel ist Ihnen von früher her bekannt, nicht wahr?“

„Doktor Erich Brachnogel in Belzow?“

„Ja wohl — in Belzow!“ rief sie, plötzlich lebhafter werdend. „Sie müssen wissen, Herr Doktor: unsere Bekanntschafts liegt in der Nähe von Belzow.“

Harald Elenpooel warf einen unwillkürlichen Blick auf die ihmalme Visitenkarte, die noch auf der blauen Schreiblinientafel lag und in jierlichen Letztern den Namen: Gräfin Melitta Mernelb, geborene Streöber, Edl.: au bei Wuthenau aufwies.

„Wuthenau ist die nächste Bahnhafion“, erklärte die Gräfin, die der Richtung des Blickes gefolgt war. Harald Elenpooel nickte.

„Ich erinnere mich des Herrn Doktor Brachnogel noch sehr“, gut, Frau Gräfin. Er war eine Zeitlang Gerichtsarzt in Reimnabbe. Wir hatten damals infulle von Meinungsverschiedenheiten über einen sehr wichtigen Fall ein kleines Rekonte.“

Er lächelte, von Erinnerungen gestreift. Sein Gesicht veränderte sich unter diesem Nücheln. Es wurde auf einmal ein scharfes, fluges und durchgeklärtes Gesicht. Das Gesicht eines ungewöhnlichen Mannes.

Die Gräfin liebte das zu fühlen. Sie richtete sich mit einer unwillkürlichen Bewegung in ihrem Sessel. Sie hob und legte mit verändertem Stimme:

„Doktor Brachnogel hat sich mit im Laufe der letzten Wochen als der beste und treueste Freund erwiesen. Sie bin zu ihm gefahren, als ich mir sonst keinen Rat mehr wußte. Und er schickte mich zu Ihnen.“

„Sie machte eine Pause. Elenpooel fragte sehr ernst: „Um was handelt es sich denn, Frau Gräfin?“

Die schlanken, beringten Hände der Gräfin strichen mit einer nervösen Bewegung über den blaueuchenden Tisch der Esstischchen. Fortsetzung folgt.

Die Dame mit der Maske.

Kriminalroman

von Gertrud von Bredow.

Amerikanisches Copyright by Carl Dunder, Berlin 1923.

(Nachdr. verb.)

1. Kapitel.

Der 14jährige Junge, der zusammengekauert mit hochgezogenen Knien auf einem Rohrstuhl im Vorzimmer des Doktor Elenpooel saß, betrachtete die Erscheinung der vornehmten Dame ihm gegenüber mit dem Scharfblick des angehenden Kriminalisten.

Sie hat einen heimlichen Kummer, dachte er. Denn die großen, dunkelbraunen Augen der Dame hatten den verächtlichsten Blick von Augen, die viel gemeint haben. Ihre feinen, nervösen Züge waren ganz unheimlich. Eine londerbare harte Ruhe lag über der ganzen Erscheinung der Dame ausgegossen, die den Jungen nicht im geringsten zu beachten schien und nur von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf das Zifferblatt der großen Standuhr im Hintergrunde des Zimmers heftete.

Jonny Rod dachte: Sie kommt mir bekannt vor. Ich muß sie irgendwo schon einmal gesehen haben.

Er grub in seinem Gedächtnis. Aber dieses Gedächtnis, auf das selbst Doktor Elenpooel so große Stütze hielt, ließ ihn heute schämlich im Stich. Sie ist schon einmal — im Laufe dieser allerletzten Tage — an mir vorbeigegangen, dachte Jonny Rod. Sie hatte daselbe weiße Kleid an und demselben weißen Hut mit den Straußfedern. Das war aber auch alles, was er seiner Erinnerung abzurufen vermochte. Denn diese Erinnerung wies ihn immer wieder nach dem alten Berlin, dem er entkamme und dessen genaue Kenntnis er in Elenpooels Diensten zu verwerten pflegte.

Jonny Rod verzog das Gesicht zu einer verdrießlichen Grimasse.

Es war nicht wahrscheinlich, daß eine Dame, wie die da draußen, sich ohne Begleitung in die östlichen Gegenden

verirrte. Denn das war keine von denen, die mit raschenden Räden und geschminkten Lippen umherstrichen.

Die Dame bewegte den Kopf und blickte mit ihren verästelten Augen auf die Straße hinaus. Eine ganz leise, nervöse Ungeduld suchte in ihren im Arbeitszimmer des Doktor Elenpooel geöffnet, Frau Waisinger, die grauhaarige Wirtschafterin des Doktors, hat die Dame, näherzutreten. Diese hand langsam auf. Sie war sehr groß und sehr schlank. Das weiße Tuchkleid lag eng um die biegsame Gestalt.

Es ist doch dieselbe! dachte Jonny Rod, während die Dame durchs Zimmer ging und sich Frau Waisinger die sehr flüchtig hinter ihr ins Schloß schob.

Die Dame befand sich jetzt in einem sehr großen, in jetzt-jam leuchtendem Blau gehaltenen Raume, dessen Wände mit Büchern bedeckt waren.

Sie blieb in der Nähe der Türe stehen und sah mit einem Ausdruck von Verwirrung um sich. Ein hochgewachsener Herr erhob sich aus seinem Sessel und trat ihr entgegen.

„Herr Doktor Elenpooel?“ fragte die Dame.

Er verneigte sich zum Nicken. „Zur Bruchteil einer Sekunde suchte ein Ausdruck der Unsicherheit über das Gesicht der Besucherin. Es war wahrheitsfalsch, daß sie sich von Doktor Harald Elenpooel, dem berühmten Detektiv und Kriminalpsychologen, ein anderes Bild gemacht hatte. Der Herr, der vor ihr stand, hatte ein bartloses, verschlossenes Gesicht, das im ersten Augenblick keineswegs den Eindruck von besonderer Bedeutung erweckte.

Er wies jetzt mit der Hand auf einen Sessel und sagte entschuldigend: „Ich möchte sie leider warten lassen, Frau Gräfin. Verzeihen Sie. Aber es handelt sich um einen dringenden Fall, der meinen Aufschub bedurte.“

„Aber bitte, Herr Doktor!“

Sie hat sich gesetzt. Das leuchtende Blau des Sessels hob das Weiß ihres Kleides, und Harald Elenpooel, der i gegenüber Platz nahm, dachte unwillkürlich:

Eine schöne Frau! Eine schöne und unglückliche Frau? „Womit kann ich Ihnen dienen, Frau Gräfin?“





